

Christian Holl

Gute Voraussetzungen



Als Architekt oder Planer sozial verantwortlich zu handeln, ist so einfach nicht – vor allem nicht hierzulande, wo ein starres und verregertes System Kreativität und Eigeninitiative auch wieder ersticken kann. Es gibt aber Grund zur Hoffnung, dass sich etwas ändert.

Der Befund ist niederschmetternd. Innerhalb der EU weist, so ein Bericht, Deutschland vor Österreich die höchste Vermögensungleichheit in der EU auf. Nur eines von vielen Indizien, dass sich unsere Gesellschaft auf einem gefährlichen Weg befindet. Doch wie sollen Architekten und Planer mit scheinbar übermächtigen Entwicklungen umgehen, außer sich darüber zu empören, dass Zaha Hadid mit dem Schicksal der Arbeiter auf den Baustellen in Dubai lieber nichts zu tun haben will?

Es mag noch nicht in der Menge wirksam sein, aber immerhin lässt sich eine wachsende Aufmerksamkeit im Diskurs für die architektonische Verantwortung ausmachen, die dadurch auch mit erzeugt, was sie behauptet: dass in den letzten Jahren ein verstärktes Engagement von Architekten zu beobachten sei, „die sich durch eine Hinwendung zur sozialen Dimension des Bauens auszeichnen“ – so hieß es im Flyer

Links

[Weißenhof-Institut](#)

[architekturgalerie am
weißenhof](#)

zum Weißenhof-Symposium „Who cares?“, das Anfang Februar in Stuttgart stattfand. Das Symposium war Teil des gemeinsamen Projekts mit der architektur-galerie am weißenhof, in der eine Ausstellung „Soziale Projekte – Fragen/Antworten“ zu sehen war – nach einer Ausstellung im DAM mit arch plus-Themenheft und „Afritecture“ an der TU München also ein weiterer Impuls, sich nicht hinter vermeintlich Gegebenem zu verstecken. Zu den Referenten gehörten Markus Dobmeier, der den Verein „Bauen für OrangeFarm“ vorstellte, Massoud Hassani, der den mit Windkraft betriebenen Landminenräumer „Mine Kafon“ erfunden hat und Max Borka, der des Projekt „Mapping the Design World“ ins Leben gerufen hat – insgesamt also eine Mischung aus ermutigenden wie fordernden Berichten. Die Ausstellung in der architektur-galerie rückte außerdem beispielsweise in den Blickpunkt, dass bei uns Asylbewerber in der Regel einen Anspruch auf etwa 6 Quadratmeter Wohnfläche haben. In Baden-Württemberg hat Grün-Rot die Fläche für Asylbewerber gerade von 4,5 Quadratmeter auf sieben erhöht. Zum Vergleich: Für einen Schäferhund fordert die Tierschutzverordnung sechs Quadratmeter. Hierin wird anschaulich, wie sehr ein vergleichbares sozial verantwortliches Handeln bei uns sich in bürokratischen Labyrinthen aufreiben muss, um wirksam zu werden. Die Hoffnung, dass Projekte, wie sie in Stuttgart für andere Kontinente vorgestellt wurden, auch bei uns zu finden sein könnten, muss deswegen einen anderen Weg nehmen: den, das System der Verregelungen und Verordnungen aufzubrechen und den Raum als offen und sozial neu konstruierbar erst wieder zu konstituieren.

Zuviel Begeisterung macht unglaubwürdig

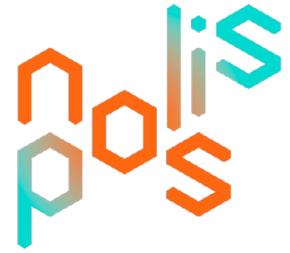
Dass dies derzeit passiere, ist die tragende These eines neuen Buchs von Hanno Rauterberg: „Wir sind die Stadt! Urbanes Leben in der Digitalmoderne.“ Als Ort der kollektiven Erfahrung werde der öffentliche Raum neu entdeckt. Anhand einiger Beispiele von Urban Gardening über Phänomene wie Parcour, Flashmobs bis zu Protestbewegungen in Hamburg, Stuttgart und Berlin und anderswo belegt er, dass die Stadt nicht mehr länger „Zone“ sei – „sie darf wieder Raum sein, undefiniert.“ Also: keine Verlusterzählung, die sich, wie etwa Hannelore Schlaffer in „Die City“, bisweilen arg in Lamoryanz ergeht, kein Abgesang auf die politischen Dimensionen auf den öffentlichen Raum in Zeiten von Pads und Smartphones, sondern eine Sammlung von Beispielen, die belegen, dass die Stadt sich zumindest in Teilen wieder und immer noch als Möglichkeitsraum erweist, „offen für widerstreitende Interessen.“ So gern man Rauterberg darin folgen mag und so sehr man es auch schätzt, dass darauf verwiesen wird, dass das Private und das Öffentliche nie so kategorial getrennt war, wie es gerne behauptet wird, so sehr man auch dankbar dafür ist, dass auf die Gefahren des Vandalismus zum Beispiel bei der offenen Bibliothek in Salbke verwiesen wird – insgesamt wünschte man sich doch etwas mehr Distanz, etwas weniger Euphorie, um die Glaubwürdigkeit der Qualitäten dessen, was beschrieben wird, zu erhöhen. Dass das Wachstum der Städte nach außen gestoppt sei, ist – erst recht, weil suggestiv verbunden mit dem Schlagwort der „Renaissance der Stadt – eine ebenso gewagte These, wie die Lobpreisung von Wikipedia als eine für alle zugängliche kostenlose Enzyklopädie fast schon naiv ist – offen heißt eben auch offen für potente Interessen.



Hanno Rauterberg:
Wir sind die Stadt!

Ein transdisziplinärer Begleiter

Gespannt darf man deswegen darauf sein, zu welchen Ergebnissen das Forschungsfeld „Nospolis“ der Bergischen Universität Wuppertal kommt. Es wird von vier Lehrstühlen getragen und will die „neue Art des gemeinsamen Stadtmachens transdisziplinär untersuchen und begleiten“. Zum Auftakt fand, ebenfalls im Februar, ein Symposium statt, das diese neue Art des gemeinsamen Stadtmachens veranschaulichte. In dem neuen Umgang mit Stadt findet die Kritik an bestehenden Strukturen, die Kritik an Ungleichheiten ihr produktives und konstruktives Ventil: „Die Menschen begreifen, immer mehr Gruppen unserer Gesellschaft werden systemisch betreut oder ganz abgehängt. Es reift die Erkenntnis, dass eine neue Balance gefunden werden muss. Etwas weniger Selbstverwirklichung, dafür etwas mehr Gemeinwohl“, so hieß es in der Ankündigung. Das Symposium umriss das Spektrum der Themen, die hierbei eine Rolle spielen: Von der Idee der Commons, die Silke Helferich vorstellte (und die hier ihren eigenen Bericht der Tagung veröffentlichte) über Judith Lösing von East Architecture, die kooperative Reaktivierungsstrategien für Subzentren im Londoner Osten vorstellte bis zum Projekt des Kreativquartiers an der Dachauer Straße in München, das auf neue Weise Beteiligung, Wettbewerb und offene Entwicklung miteinander verknüpft. (Siehe dazu den Beitrag von Claudia Hildner.) Abgesehen vom ärgerlich zu nennenden Beitrag Georg Francks, dessen historische Analyse sich in oberflächlichen und stereotypen Schwarz-Weißmalerei von alter und zeitgenössischer Stadt erging, war die besondere Qualität des Symposiums die, die für dieses Thema kritischen Fragen benannt zu haben: Wie müssen sich Planung von oben und Initiative von unten verbinden, damit nicht neue Formen der Exklusion produziert werden? Wie muss das Gemeinschaftliche organisiert werden, damit es nicht neoliberale Strömungen stärkt, indem sie deren negative Folgen abfedert? Werden Probleme nur abgewälzt, ohne an deren Ursachen zu arbeiten? Letztlich sind es diese Fragen, anhand derer sich wird erweisen müssen, ob aus den Bewegungen, die das „Wir“ für die Stadt proklamieren, mehr entsteht, als eine Fülle einzelner Projekte, die nicht an den Wurzeln dessen, wogegen sie sich wenden, ansetzen. Die analytische Begleitung, der Blick für die kritischen Aspekte, der lange Atem sind dazu dringend nötig ist – genau so wie es der Emphase, die Begeisterung bedarf, damit sich über Widerstände hinweg Neues entwickeln kann. Beides ist offensichtlich vorhanden. Gute Voraussetzungen.



Forschungsprojekt
Nospolis